

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 11

Artikel: Die Schmiedjungfer [Fortsetzung]
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634738>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 11 — X. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 13. März 1920

Vom Kirschbaum.

Von Ferdinand Avenarius.

Ist noch alles ganz kahl und still,
Nicht mal im Grase sich's regen will,
Steht alles geduckt,
Klappert im Frost und muckt
Mit dem Winter, der pußt es mit
[Raureiß auf,
Aber keines gibt was drauf.

Doch im Garten
Sagt einer: Ich kann warten.
Ist jemand, du kennst ihn wieder kaum,
So dünn ist er worden: der Kirschenbaum.
Schläft er nicht?
Trau einer dem Wicht!
Heute mittag um Uhre eins
Gab's mal ein Pröbchen Sonnenscheins:

Darin — ich habe
Das deutlich gesehn —
Mit feinen Knospen
Singert der alte Knabe
Ein wenig vorsichtig und geziert,
Wie man Badewasser probiert.
Und über seine Runzeln
Ging ein Schmunzeln.

Die Schmiedjungfer.

Eine Bergdorfgeschichte von Meinrad Lienert.

11

„Tofel, Schab, Schab!“ schrie sie auf, packte seine Hände und sah ihn heiß an.

„D, tu doch nicht so,“ machte er mit gezwungenem Auf-lachen. 's ist doch alles nur Falschheit. Oder dann bist du auch gar eine Kalte, Schneedenblütige. Da kann ich ja eine Bettflasche zu mir nehmen. Kurzum, ich hab's gesagt, und morgen wand're ich schon auf der Landstraße. Wie singen's die Schweizer: Eine andere Mutter hat auch ein lieb's Kind!“

Da ließ sie seine Hände langsam fahren, fuhr sich mit dem Schürzenzipfel über die tränenvollen Augen und sagte nichts mehr.

„Bleibt's also dabei, kommst nicht mit?“ fragte er nochmals barschen Tones.

„Nein,“ machte sie jetzt und blickte ihm ruhig in die Augen.

Da schleuderte er den Handhammer mit einem grim-migen Fluch unter die Esse, lachte wild auf und sagte: „Wirst schon noch einmal an mich denken und wirst's be-reuen; aber dann hab' ich eine andere. Behüt Gott!“

Die Schmiedentüre fuhr donnernd zu; durchs Haus hinauf polterte es.

Bethli blieb eine lange Weile unbeweglich auf dem gleichen Flecke stehen und staunte die Türe an, hinter der der Geselle verschwunden war.

Da war ihr's, sie höre den Alten in der Stube oben ächzen. Er verschüttelte sie etwas wie ein Frösteln. Sie preßte die Lippen zusammen und stieg dann, die Hand auf dem wild pochenden Herzen, festen Schrittes aus der Schmiede in ihr Kämmerlein hinauf.

Dort öffnete sie das Fensterscheiblein, schaute sinnend über das Bordach in die weite Welt hinaus, und über das magere Geranienstäcklein am Gesims gingen ihre Tränen. Wie sonnig lag das Land rings um das Hochstäldener Dorf und wie düster sah es aus in ihrem Herzen! Dort am Brunnen vor dem Dorfe, unter dem breitästigen Ahorn, hatte sie Tofel, der bayrische Geselle, vor Jahren angetroffen und sie gefragt, wo der Dorffschmied wohne. Sie hatte ihn nicht anzusehen gewagt; denn sie war noch ein Kind, aber aus dem Wassergeltlein lachte sie sein rotwangiges Gesicht an. Dann war sie mit ihm, schier erschrockenen Herzens, das schwappelnde Geldlein auf dem Kopf, zu ihrem Meister gegangen, und Peter Kleinhans stellte den flinken Jungen ein. Und nach und nach war's gekommen, daß sie sich finden mußten. Ein jeder Tag war ihr seither ein Feiertag und wenn er noch so schwere Arbeit brachte. Und nun sollte er wirklich von ihr gehen können. — Also hatte ihre arme Mutter selig doch recht: die Männer liebten nicht wie die Frauen, sie könnten vergessen. — Eine Schwalbe jauchzte am Fenster vorbei. Es stach sie ins Herz; um ihre Mund-

winkel zuckte ein Weinen; aber sie schüttelte den braunen Scheitel, schloß das Scheiblein und schritt auf eine alte Kommode zu, worauf ein schlechtes, verblaßtes Bildnis ihres Meisters und seiner Töchter und ein kleines Stellspieglein stand. Mit kräftiger Hand zwang sie eine ächzende Schublade auf und entnahm ihr ein Beutelschen. Einen langen Blick tat sie auf das Kommunionbild zu Häupten ihres Bettes, das den guten Hirten und um ihn die Schar der Kleinen zeigte. „O Mutter!“ seufzte sie, „wie glücklich war ich damals, und wie unglücklich bin ich heut.“ Sie würgte ein wiederaufsteigendes Schluchzen hinunter, verließ das Dachkammerlein und stieg leise in die Stube hinab.

Sachte öffnete sie die Türe.

Peter Kleinhaus, der Schmied, saß am Ofen auf dem rotüberzogenen Lotterbettlein, hatte den Kopf, um den die paar weißen Strähnen unordentlich herabhingen, in beiden Händen und starrte trübe in den Tafeltisch hinein.

Sie trat auf ihn zu.

„Meister,“ sagte sie schüchtern, „Meister, seid mir nicht böse; aber Ihr tötet mir eine so große Freude machen, wenn ich Euch den Lohn leihen dürfte für den Gesellen. Ich glaube, es sollte mehr als reichen; denn ich habe schier alles, was Ihr mir die Jahre hindurch gegeben habt, im Schützenbeutel.“

„Was meinst, Bethli?“ fragte aufblickend, verständnislos der Alte. Jetzt aber ward er dunkelrot. „Kommst etwa auch um den Lohn? Wirßt mit ihm fort wollen. Ich kann dir's nicht verargen, Kind; er hat ja dein Herz, da wirßt du auch nach müssen. Aber wo soll ich . . .“

„Meister, Meister,“ machte in blutroter Verlegenheit die junge Magd, „Ihr habt mich nicht recht verstanden. Ich will gewiß nicht von Euch fort.“

„Ich halte dich nicht, Bethli; es wär' sündhaft.“

„Meister, ich bleibe gewiß bei Euch. Schaut doch, ich wollte Euch nur fragen, ob Ihr von mir nicht leihweise das Geld annehmen wollt, das Ihr dem Gesellen geben müßt.“

„Dein Löhnlein, dein sauer verdientes Löhnlein?“ Es geisterte ein Lächeln um seine Augen, das ein wildes Aufschluchzen verbarg. Er sah das Schützenbeutelchen, durch dessen Maschen es goldig blinkte, eine Weile an; dann stand er auf, nahm es aus Bethlis Hand und sagte langsam: „Ja, Kind, ich will's heut von dir annehmen; denn ich bin übel dran. Aber, so Gott will, soll dir's hundertfältig vergolten werden. Ich bin ein alter Mann; gleichwohl habe ich noch die Hand, will ich hoffen, meine Sachen selber in Ordnung zu bringen. Bis jetzt ließ ich's, im Vertrauen auf meine Töchter, eben trollen, wie's trollen mochte, und es ging nicht gut. Ich sage dir Dank, Bethli. Und jetzt,“ machte er schluchzend, „geh' hinaus; du hast genug von meiner Schande gesehen.“

Er sank aufs Lotterbettlein zurück, und über seine sorgendurchfurchten Wangen stahlen sich heimlich ein paar Tränen.

Aber die Magd ging nicht hinaus; sie fuhr ihm mit weicher Hand über die paar weißen Locken und sagte leise: „Meister, laßt's Euch nicht zu schwer werden; wir wollen es schon machen.“

Darnach ging sie still hinaus.

Am andern Morgen suchte Isel, der Gefelle, im ganzen Schmiedhaus herum nach Bethli, um von ihr zärtlichen Abschied zu nehmen. Doch wie er auch alles, sogar die Winde absuchte, sie war nirgends zu finden. Da wurde er aufgebracht, schimpfte vor sich hin und verließ, ein Stromerliedchen pfeifend, trozig das Haus.

Das Bethli aber kroch im Keller aus dem leeren Erdäpfelpferch, in dem es sich versteckt hatte, stellte sich an der feuchten Wand auf die Zehen und zog sich mit den Fingern am Fenstergitter empor, bis sie bluteten, bis sie durchs spinnenwebverhangene Scheiblein hinauszusehen vermochte. Durch das nun schaute sie dem eilig davonziehenden Gesellen nach, und es war, als ob in ihren verdunkelten Augen eine arme Seele auf den Knien liege und um Hilfe rief. Aber sie biß sich die Lippe blutig und schwieg.

Von der Landstraße hallte es in den Keller:

„Das Wandern, das heißt lustig sein!
Zuchhee, mein trautes Schätzelein,
Jetzt fahr' ich in die Fremde.
Und hätt' ich keinen Rappen Geld,
Ich fähr' doch in die weite Welt,
Und wär's im bloßen Hemde.
Ade, feins Lieb im Kammerlein!
Ich kann nicht länger waren dein.“

Jetzt ließ die Magd das Fenstergitter fahren und sank auf den Kellerboden zurück, mit beiden Händen ihr Angesicht bedeckend und herzzerbrechend schluchzend.

IV.

Der Schneider Desiderius Pipenhennner tat einen Aufsprung, als der Gemeindeweibel in seinen Spezereiladen trat und vor seinen Augen das Vermögen seiner Frau, als den Anteil ihres Muttergutes, in guten vaterländischen Banknoten auf dem Ladentisch auszählte. „Nun kommen gute Zeiten, Herrenzeiten!“ rief er aus. „Jetzt soll mich die Welt kennen lernen. Nun werde ich bald nicht nur im Traum über die Dächer Hochstaldens fliegen.“ Selbst um Portunkulas Nasenspitze geisterte etwas wie ein Lächeln. Sie griff sogleich in den Mammon, zählte ihn nach und trug dann die schönen Banknoten in ihre Warenkapelle, sie vorläufig unter ihren Gebetbüchern sorgsam verbergend.

Und als der Weibel etwas später mit der andern Hälfte von Peter Kleinhausens Frauenvermögen beim Schreiner Gagelmann eintrat, ward er auch dort mit Hallo empfangen. „Nun will ich das Gartenhaus bauen und eine Gartenwirtschaft anlegen, daß die Leute glauben, ich hätte dem Liebgott den Bauplan zum Paradiese gestohlen,“ grunzte der geschmalzte Hobelspäner; „aber bevor ich an diese schwierige Arbeit gehe, müssen wir wieder einen rechtschaffenen Wein im Keller haben; denn ohne Trankfame ist nicht gut wirten.“ Der Gemeindeweibel kam nicht so schnell aus dem Häuschen zum vollen Weineimer. Er mußte dem Schreiner das ebbende Mostfaß völlig höhlen helfen. Rätherli, die immer breiter werdende Frau Gagelmann, lachte was sie konnte zu ihres Mannes lustigen Einfällen. Und als der Schreiner die am Boden liegende Gitarre aufnahm, zeigte es sich, daß die Zwillinge die Banknoten vom Tisch genommen und sie in das alte Musikinstrument hineingesteckt hatten, was Rätherli also belustigte, daß sie vor Lachen den Atem schier verlor.

Nun wurde bei Pipenhennners und bei Gagelmanns eine Zeitlang aus dem Vollen geschöpft.

Der Schneider betraute seinen Schwager, den schmalzten Hobelspäner, mit der Umbaute und Vergrößerung seines Spezereiladens; denn nun sollte der immer üppiger werdende Konsumverein gebodigt werden. Aber als der Schreiner Gagelmann, der ihm ein hübsches und wohlbedientes Plänchen für die Umbaute gezeichnet hatte, sich nie an die Verwirklichung desselben machen wollte, sondern sich mit hundert Ausreden immer wieder drückte, ließ er den Plan durch einen andern Dorfschreiner ausführen. Von da an bezogen Gagelmanns die Spezereiwaren aus dem Konsum, was die Portiunkula Pipenhenners also erbohte, daß sie bei ihren Kunden den Schreiner nur den nassen Lumpen nannte. So entstand nach und nach eine grimmige Feindschaft zwischen Pipenhenners und Gagelmanns.

Der Schneider aber hatte sich nach der Vergrößerung seines Ladens auch noch die zwei altmodischen zierlichen Dachgiebel zu einer großen plumpen Dachkammer umbauen lassen. Er nannte sie seine Experimentierkammer. Denn neben dem Tisch, auf dem er noch ab und zu ein bißchen schneiderte, hatte er ein Holzgestell errichten lassen, auf dem er nun nach und nach ein höchst seltsames Gebild aus Eisendraht, Geigensaiten, Eibenholzstäbchen und Fischbein zusammenkünstelte. Es sah fast aus wie das Gerippe eines vorsündflutlichen Drachen und sollte der Segler werden, womit er dereinst die Welt zu überflattern gedachte. In dieser Kammer wirkte er nun unablässig. „Denn“, sagte er, „ich muß mich sputen; sonst erfinden sie das Fliegen im Schwabenlande doch noch vor mir, und das würde ich nicht überleben; es müßte mich verrückt machen.“ Ganz besonders beschäftigte ihn das Studium des Vogelfluges; denn nun war es ihm gelungen, eine große Krähe vom Bannwart zu bekommen. Er hatte ihr die Flügel gestuht und nannte sie Schaggeline, welchen Namen ihr bald alle Dorfkinder nachriefen. Er stand mit ihr in seiner Kammer auf dem Tisch, warf sie in die Luft, achtete dann genau auf ihr Geben und auf die kleinsten Regungen und Bewegungen ihrer gefürzten Schwingen und ihres Seglers und führte darüber sorgfältig Buch. Reifte ihn aber Portiunkula auf den Schneidertisch und hockte er dann mit verdorrner Miene da, irgend ein pressantes Kleidungsstück zu rechnähen, so flatterte ihm seine Krähe auf die Schulter. Oft trug sie die Gewandfetzen in irgend einen Winkel zu einem Nest zusammen, in dem dann der Schneider gewöhnlich seine Fadenknäuel, Fingerhüte und Scheren mit Erfolg suchte. Auch spazierte Schaggeline im Hause herum, bis hinunter in die Warenkapelle, wo sie zum großen Aerger Portiunkulas oft einen argen Wirrwarr anrichtete und immer wieder den pfeilgespißten St. Sebastian umzupfte. Kam sie ihr dazu, so begann eine wilde Jagd in der halbheiligen Halle und im Laden herum, bis der Schneider aus seiner Experimentierkammer herabstürzte und seine schwarze Schaggeline mit Rot aus den Fängen der aufgebrauchten Gattin befreite. Nach und nach gewöhnte sich die Krähe



Ernst Würtenberger: Kleine Strickerin.

so an ihren Meister, daß sie ihm, zum Gaudium der Dorfjugend, auf Schritt und Tritt nachhüpfte, wenn er ausging.

Portiunkula jedoch gedachte das Andenken ihrer Mutter, die ihren Töchtern ein so hübsches Vermögen hinterlassen hatte, auf ganz außergewöhnliche Weise zu ehren. Was sie hiezu noch besonders veranlaßte, war der heimliche Groll gegen ihren Vater, den Schmied, der sie seit der Aushingabe der Erbschaft nie mehr eines Blickes würdigte. Er hatte ihr sogar das Weihwasser nicht abgenommen, das sie ihm eines Sonntags beim Hinausgehen aus der Kirche reichen wollte. Daher hatte sie sich, durch den Dorfschreiner, als er mit der Ladenumbaute und dem Dachsausbau zu Ende war, ein Heiligenstöcklein machen und in ihr Gärtlein neben dem Hause hart an die Dorfstraße setzen lassen. Es sah nicht besonders fein aus. Der Schreiner Gagelmann, den es verdross, daß die Schwägerin auch hier seine Kunstfertigkeit schönöde übergang, sagte, es sei rohe Zimmermannsarbeit. Er hätte etwas so Zierliches zuwege bringen wollen, daß das Dorf die Fremden darauf als auf eine erstrangige Sehenswürdigkeit aufmerksam gemacht haben würde.

(Fortsetzung folgt.)